

Der Musketentisch in Wien.

Von Dr. Mirko Jelusich¹⁾.

Die Zeit ist längst vorbei, da er den selbstverständlichen Abschluß der Redaktionsitzungen bildete, das heitere Nachspiel des Ernstes, den die Führung einer satirischen Wochenschrift erfordert. Diese Bemerkung soll weder ein Scherz noch ein Paradox sein: wenige Berufe gibt es, die so viel Anspannung aller geistigen Kräfte, so viel selbstlose Hingabe an das Werk verlangen, wie der des sozialen Satirikers, hinter dessen lächelnden Zügen der heilige Zorn über die Ungerechtigkeiten des Daseins steht. Und so war es die Sehnsucht nach Erholung, nach befreiter, selbstgenügsamer Fröhlichkeit, die allsamstäglich alle — oder fast alle — Mitglieder des Redaktionskollegiums an diesem Tische versammelte. Man wollte ganz einfach vergnügt sein, seine privaten und andern Sorgen für ein paar Stunden von sich tun und in einem Kreis gleichgesinnter Freunde ein wenig Frohmut schöpfen.

Diese Zeit ist längst vorbei. Was sich heute im alten Lokal — zur Winterzeit im Klubzimmer eines Stadtrestaurants, im Sommer auf der Veranda eines Praterwirthshauses — versammelt, sind zum Teil neue Menschen und mit ihnen neue Meinungen. Von den ursprünglichen Teilnehmern sind kaum vier oder fünf übrig; die andern sind nach und nach ausgeblieben — aus verschiedenen Gründen, einige davon aus dem schwerstwiegenden aller Gründe — und so trägt der Tisch seinen Namen heute mehr als ein Zeichen alter Gewohnheit denn als Betonung einer Zugehörigkeit, sind auch einzelne Hauptmitarbeiter an der „Muskele“ dem Stammtisch treu geblieben und seine Seele.

Allerdings: die Grundstimmung ist die gleiche geblieben. Noch heute sind die Künstler in überwiegender Mehrzahl, noch heute ist der Tisch ein Tummelplatz losgelöster Geistigkeit und froher Lebensbejahung. Mit vergnügter Selbstironie betont dies das Widmungsblatt der Chronik des Tisches (über die

¹⁾ Mit Vergnügen sei dieser seelenwarmen Plauderei meines verehrten Tischgenossen Dr. Mirko Jelusich hier Raum gegeben, dieses begabten österreichischen Lyrikers, dessen Kriegs-„Waterunser“ in abertausenden Exemplaren bei uns und im Reiche draußen verbreitet ist. H. Fgl.

später noch zu sprechen sein wird) in der Devise: Schönheit und Unsinn reichen sich in dieser Gesellschaft stets die Hand. Vielleicht die bestzutreffende Charakteristik dieses Tisches, dessen Rechte in dem einen Recht, das eigene Individualität, und dessen Pflichten in der einen Pflicht, die fremde Individualität heißt, zusammengefaßt erscheinen.

In der Tat hat die in steter Selbstkontrolle zur Gewohnheit gewordene Handhabung dieses Rechtes und dieser Pflicht, verbunden mit dem in froher Runde vielleicht etwas befremdlichen Prinzip des Ausschlusses aller Weiblichkeit sich in der ganzen Entwicklung der Gesellschaft aufs Allerbeste bewährt und bildet den eigentlichen Grundstock, ja, in Wahrheit die vollständigen Statuten dieser nach außen so lockern, nach innen umso mehr gefestigten Gemeinschaft. Wobei jedoch bemerkt werden soll, daß eine solche überhaupt unmöglich wäre ohne die — hier zum Glück bestehende — grundsätzliche Übereinstimmung aller Teilnehmer in den Kardinalfragen menschlicher Beziehungen und in verschiedenen für einen länger dauernden Verkehr maßgebenden Ansichten: wie zum Beispiel in der Achtung alles Selbsterworbenen und Selbsterkämpften und der Mißachtung alles ohne innere Berechtigung Angemaßten; und nicht zuletzt in dem einigen, festen Glauben an ein neues, starkes Österreich. Dieser vielen leider neue Gedanke ist am Musketentisch alte, beste Tradition: zu einer Zeit schon, da es fast als zum guten Ton gehörig erachtet wurde, zu kritteln und zu „raunzen“, herrschte hier die felsenfeste Überzeugung von der unerschütterlichen innern Kraft der Monarchie, die Überzeugung, daß der ganze Wust von oft Kleinlichen Hemmungen beim ersten Stoß eines starken Sturmwindes davonwirbeln würde. Als dies dann wirklich in den ersten Kriegswochen der Fall war, hat es denn auch allen Genossen des aufrechten Häufleins wie eine frohe Bestätigung längst gefaßter Erkenntnis ins Herz geblungen. Überrascht hat es keinen.

An dieser Stelle sei es gestattet, eine Gestalt aus der Fülle der später zu schildernden vorwegzunehmen und einige Worte über einen der besten Österreicher, einen der begabtesten Lyriker, einen der vornehmsten Menschen und einen der besten Kameraden, die mir im Leben begegnet sind, zu sprechen: über den ersten Chefredakteur der „Musquete“ Wilhelm Freiherrn von Appel. Nur Worte des Sedenkens sind es leider: denn diesen gütigen, tapfern, im besten Sinn des Wortes adeligen Mann deckt seit vier Jahren der Rasen.

Was Appel der „Musquete“ war, erkennt jeder ohne weiters, der die ersten Jahrgänge der Zeitschrift durchblättert. Weitblickend, vielseitig, energisch und nobel wie er war auch das Blatt. Indem er den ganzen hohen Flug

seines Geistes in den acht Seiten dieser Zeitschrift niederlegte, gab er ihr die Richtung, den Elan und die Bedeutung, die sie noch heute hat. Ihre Schätzung als Machtfaktor verdankt die „Musete“ — das kann nicht deutlich und klar genug ausgesprochen werden — weitaus vor allem ihm: Appel und das Blatt — das waren identische Begriffe. Man muß es mit erlebt haben, voll tiefster Bewunderung und voll tiefsten Mitleides zugleich, wie der Schwerverranke, einem todwunden Feldherrn gleich, bis zum letzten Augenblick nur an die Zeitschrift dachte, nur in ihr lebte, Ideen, Direktiven, Gedanken und Einfälle austreuend in jenem schmerzlich prunkvollen Feuerwerk, das erlesenen Geistern im Nahen des Scheidens gleichsam als letzte Verklärung zuteil wird und den Zurückbleibenden das letzte Fahrwohl so doppelt schwer macht. Da er nicht mehr in die Redaktion kommen, ja, nicht einmal mehr das Bett verlassen konnte, fanden die Sitzungen bei ihm statt, die er leitete, ohne sich einen Augenblick Ruhe zu gönnen, fast bis zur Minute jenes erschütternden: „Nun ist es aus . . .“, mit dem er seine tiefen, großen Dichteraugen für immer schloß, mit dem er die Zügel, die er sieben lange, schwere Kämpferjahre hindurch in festen Händen gehalten hatte, aus den erkaltenden Fingern gleiten ließ. —

Der Musketentisch setzt die Traditionen des Toten unmittelbar fort. Das nur zu oft zur Phrase gewordene Wort vom Weiterleben des Geistes wird hier mehr denn sonst irgendwo Tatsache, in diesem Kreise, dessen innerste Triebfeder Baron Appel gewesen war. So oft zu einer Tagesfrage, einer sozialen, politischen oder künstlerischen Angelegenheit Stellung genommen wird — sei es in gemeinsamer Zustimmung oder in temperamentvoller Debatte —, immer geschieht es mit dem zwar meist unausgesprochenen, doch stets gegenwärtigen Gedanken: Wie würde sich Appel dazu stellen? Sein Name begann der österreichischen Intelligenz ein Programm zu werden, als der Tod allzufrüh das segensvolle werdende Werk vernichtete; uns ist er es geworden. —

Man verzeihe diese Abschweifung. Sie war der Ehrentribut für einen großen Toten, dessen Bedeutung sein von ihm so heiß geliebtes Vaterland immer noch nicht voll erkannt hat. Man verzeihe das Pathos, das zu einem Stammtisch, mag er auch ein Künstlertisch sein, einen so seltsamen Kontrast bildet: die Tischgenossen wären wohl selber am erstauntesten von allen, wenn sie sich unerwartet zu einer Art Kulturgesellschaft gestempelt sähen. Nichts liegt ihnen ferner als solcherartige Aspirationen. Was sie vor allem erstreben — und in dieser Runde auch erreichen — ist eine von Neid, Mißgunst und Heuchelei freie Atmosphäre und eine rein menschliche Freude am Spiel der eigenen und fremden Kräfte.

Denn Freude ist so recht das, was jeder Teilnehmer hier sucht und findet: nicht jene Freude allein, die tiefschürfender geistiger Betätigung entspringt; dazu wäre bereits eine beengende Disziplinierung der losen Vereinigung notwendig, eine straffe Regelung der Gesprächsstoffe und des Verhaltens, die dem Freiheitsbedürfnis der Einzelnen geradezu entgegengesetzt wäre, kurz, eine Umwandlung der Sitzungen in Sessionen. Etwas Derartiges aber auch nur zu wünschen, liegt allen vollkommen fern: Unterhaltungen und Debatten über die erwähnten Fragen entspinnen sich ganz zwangs- und absichtslos, etwa — um Beispiele zu nennen — an der Hand einer Zeitungsnotiz oder einiger gleichgültig und nebenbei hingeworfenen Worte eines Einzelnen. Und wie sie entstanden, enden sie wieder, enden mehr als einmal in einem geschliffenen Wort, einem schlagkräftigen Witz. Denn dieser Kunde liegt bei allem innern Ernst nichts ferner als das Wandeln auf hohem Kothurn. Spiel, Scherz, Musik, ein kräftiger Männertrunk und insbesondere jene Art von gutmütigem Spott, die dem Wiener Volkscharakter eigentümlich ist und unter guten Freunden, die ein kräftiges Wort nicht übel nehmen, eine so vergnügliche Unterhaltung bietet, sind für gewöhnlich an der Tagesordnung. Oft auch mehreres vom Genannten zugleich. Leben und leben lassen — dabei befinden sich alle wohl: denn alle haben genug vom Ernst des Lebens erfahren, um die befreiende Macht des Lachens und der Heiterkeit aus ganzem Herzen zu lieben.

Es ist ein Rumpfsparlament, das jetzt zur Kriegszeit tagt: die Meisten der Tischteilnehmer stehen in Waffen an den Grenzen des Reiches. Aber das tut der Vergnüglichkeit der Zusammenkünfte keinen Abbruch. Es ist, als ob alle das Gefühl der Verpflichtung hätten, den so sehr ersehnten fernern Freunden die Lebensfreude, die köstlichste aller Gaben des Tisches, unverfehrt bewahren zu müssen, ihnen — ich wage dieses Wort — ein Heim zu erhalten, in dem sie alles wiederfinden, wie sie es verließen. Sie sind ja auch nicht vollständig verschwunden: ihre Gedanken, die Samstagabend für Samstagabend an diesem Tische sind, geben den Zusammenkünften eine gesteigerte Wärme, und aus den Kunstblättern der Chronik sehen uns ihre lachenden Züge an.

Diese Chronik wurde bereits eingangs erwähnt; es sei gestattet, über diesen Niederschlag des Nachhaltigern am Musketentisch, diese Quintessenz der Sitzungen, einiges zu sagen.

Ein dickeibiger Foliowälzer. Der Rücken Schweinsleder, die Deckel Holzplatten. Am vorderen Rand Sperrkette und Dexierschloß. So repräsentiert

sie sich von außen, fast dem Schuldbuche eines Manichäers vergleichbar oder dem Buche des Lebens, in dem die guten und die schlechten Taten verzeichnet werden.

Sie ist beides. Ein Buch unseres Lebens und ein Vermerk der Schuldner, die „etwas“ auf dem Kerbholz haben. Wobei dieses „etwas“ als würdig oder unwürdig von den drei Totenrichtern Minos, Rhada — will sagen, von den drei Zeichnern Wille, Serstenbrand und Strohofer abgeschätzt und gezeichnet wird („ver“=zeichnet würde zu Mißverständnissen Anlaß geben). Kein Geschehnis, das die Gemüter in irgendeiner Weise stärker berührt und das nicht sofort festgehalten würde. Einer aus der Runde heiratet: Wille langt feierlich nach der Chronik und stellt ihn zum ewigen Gedächtnis dar, in einem Papierschiffchen, das infolge des Insassen Fülle halb unter sinkt, in den Ehehasen segelnd; ein anderer rückt ein: mit lässigem Griff zieht Strohofer die Chronik zu sich herüber und bildet ihn ab, im Begriff, mit grauenvoll entschlossener Miene eine Kinderkanone abzufeuern; einem dritten, dem trunkefrohen Altmeister Stürzer, verbietet ein Magenkatarrh für einen einzigen Abend den Biergenuß: leise lächelnd erfafst Serstenbrand die Chronik und stellt mit raschen Strichen das höhnische Anprosten des bedauernswerten Duldners durch die entmenschten Tischgenossen dar. Und dazwischen Verse, Witze, aufgefangene seltsame Aussprüche ohne Zahl funterbunt durcheinander, eine sinnverwirrende Fülle, aus der plötzlich wieder eine Tageskarikatur, ein durchgearbeitetes Porträt oder ein ernstes Bild — die Illustration eines Volksliedes etwa — aufleuchtet.

Ein Überblick über die ungeheure Mannigfaltigkeit — die erwähnten drei Zeichner sind nicht die einzigen: Bilder von Wazik, Carl Josef, dem allzufrüh verstorbenen Friedrich Koch und andern kommen hinzu —, ein Überblick also wäre unmöglich, wenn nicht durch die ganze Chronik ein einigendes Prinzip hindurchginge, das in diesem Fall durch eine Person, den Chronisten Rudolf Stürzer repräsentiert wird.

Über den Muskelentisch zu schreiben, ohne Stürzers umfangreicher Persönlichkeit einen umfangreichen Raum zu widmen, ist ein Ding der Anmöglichkeit. Er ist es, der als stillschweigend anerkannter primus inter pares, als Doyen der Gesellschaft — und zugleich als Jüngster der Jungen das Ferment dieses Fisches darstellt. Es würde eine eigene Skizze beanspruchen, wollte man allen Eigenschaften dieses lieben großen Kindes gerecht werden, seinem schlagkräftigen Witz etwa oder seiner übersäumenden Jugendkraft und Jugendlust — es mutet wie ein grotesker Scherz an, wenn er mit einem mißlingenden Versuch

von Wehmut von seinen fünfzig Jahren spricht — oder auch seinem sprühenden Temperament. Das große Publikum kennt ihn nur aus seinen so herzerquickend lustigen Wiener Skizzen. Uns ward mehr: uns ward seine goldtreue Kameradschaft und seine tiefe Güte zuteil, und seine köstliche Erkenntnis des Lebens, die die Wahl schwer macht, wem man die Palme reichen soll: dem Lacher oder dem Philosophen. Bis man sich endlich für den lächelnden Philosophen entscheidet. Ich würde ihn gern mit einem edlen, abgeklärten, dennoch aber feurigen alten Wein vergleichen; aber er wäre damit nicht einverstanden: er, der überzeugte Jünger Sambrins, würde das Haupt mit der beneidenswert ungelichteten und ungebleichten Haarbürste schütteln und gelassen sagen: „Naa; weißt, wann's schon ein Alkohol sein muß, dann a guat's Pilsner“.

Was ich hier über Stürzer schreibe, würde überschwenglich klingen, wenn es nicht auf so vielen Blättern der Chronik im Bilde bestätigt würde. Man kann fast sagen: keine Situation, in der Stürzer nicht verewigt wäre, ganz abgesehen von den zahllosen Apotheosen, die hinzutreten. Wir finden ihn als Skiläufer, Märzkater, Amorofo, Weihnachtsengel, Bowlenmixer, Märchenprinz, Reiter, Landsknecht, Wächter des Paradieses, Chronist; am 14. Tag seiner Hungerkur, im Bad mit Weinlaub im Haar, bei der Bewachung der Wiener Wasserleitung (historisch!), bei Vorlesungen, im Gerichtssaal, bei der Opferung seiner höchsten Güter, Solo singend und — ehrendste aller Ehrungen — mit dem Lobeer um die Schläfen, indes die turba vilis niedergeworfen vor ihm im Staube liegt: Stürzer triumphans . . .

Wen soll ich sonst aus der Menge der Gestalten und Erscheinungen hervorheben? Keil, den einstigen Barbarajünger und spätern Professor, lange das Haupt des österreichischen „Wandervogel“, der nun wieder den braunen Waffenrock mit den scharlachroten Parolis trägt? Nach Stürzer verdiente er es, wenn anders die Häufigkeit seines Porträts in der Chronik als Maßstab gelten darf, am meisten. Sein Gebiet allerdings ist begrenzter als das des Altmeisters: es ist das Gebiet der Liebe. So haben ihn die Zeichner gebildet, wie er schöne Frauen umschmeichelt, mit schmachttenden Mägdlein schelmische Blicke tauscht und selbst der heiligen Barbara sich mit vergnügt verliebten Augen nähert. Nur ein paar Bilder zeigen ihn von einer ernstern Seite. So wenn er voll düsterer Entschlossenheit einen anderen Tischgenossen ins Feuer schleift oder elegisch das ihm zugewiesene Schlachtroß betrachtet, seinen Schlafsaal hinter sich herschleifend, oder mit dem Mönch Berthold Schwarz angesichts einer Stranate das Schießpulver erfindet. — Oder Wilke, wie er sich selbst gezeichnet hat, als sächsischer Pionier, der befriedigt seiner Hände

Werk betrachtet, oder wie ihn Strohofer sah, der ihn zum leichtbelleideten Epikuräer stempelte? Oder Strohofer selbst, den Serstenbrands Koh-i-noor („Seht's, habt's kan wachern Blei?“) in jenem Augenblick verewigte, da er aus „voller“ Brust zur Laute sein Leib- und Magenlied singt:

„Und wie i aus der Lehr',
Hab 'glaubt, jetzt bin i wer ...“



KRIEGSELEND.

Ludwig

Oder Ludwig, den Lautenvituosen, dessen Spiel die andern zu bacchischer Luft hinreißt? Oder Dr. Koch, das „Karnickel vom Bosphorus“, der nach einem unbewiesenen, aber am Tisch fest geglaubten Gerücht die eigentlich treibende Kraft war, die die Türkei zur Kriegserklärung an den Vierverband veranlaßte? Oder die beiden Dioskuren Toth-Kochowansky, die stets mitsammen kommen, stets mitsammen fortgehen, die aber niemand je mitsammen reden sah? Oder — nein, genug! Wer nennt die Völker? Zählt die Namen?

Oder sollte ich eine Auswahl der Witzworte bieten, die, meist ganz nebenbei fallend, oft die Würze eines ganzen Abends bilden? Oder eine Einführung in das dem Außenstehenden durchaus unverständliche Idiom versuchen, das vor allen Dingen die Eigenschaft besitzt, daß seine scheinbaren Schmei-

cheleien in Wahrheit zehnpfüßige Grobheiten sind? Es gäbe ja so viel zu berichten, so viel zu schildern!

Aber — der enge Rahmen gestattet kein Eingehen auf Einzelheiten, und das ist gut so: wenn sie glücklich alle vermerkt, gebucht und klassifiziert wären, hätten sie längst die Wahrheit ihres Seins eingebüßt, wären tote, vor der stetig sich verändernden Gegenwart des Geschehens verblässende Vergangenheiten.

Denn das ist es, was den Muskelentisch seinen Mitgliedern so wert macht: daß er keine Stagnation, keine Erstarrung kennt, daß er jedem stets Neues bringt, die Müden, Abgespannten erfrischend: die klare Flut eines Armes des ewigen großen Flusses, auf dem wir alle dahintreiben, und der uns freundlich bleibt, wenn wir uns ihm ruhig und festen Sinnes anvertrauen.

